Sie sah ihn mit ganz dunklen, fragenden Augen an. „Der Kopf ist doch nicht vom Museum?“ fragte sie leise.

Er lachte hell. „Er kommt aus der Gipsformerei der Staatlichen Museen, und ich bin auch vom Museum, also ist er es im doppelten Sinne. Darum, liebes Fräulein Schröder, sehen Sie mich nicht so streng an. Lassen Sie mich privat sühnen, was die Verwaltung gesündigt hat.“

Er streckte ihr, nachdem er die Büste sorgfältig hingesetzt und die Blumen daneben gelegt hatte, beide Hände hin. Ihr war es noch immer wie im Traum.

„Wie wunderhübsch Sie wohnen, Fräulein Schröder“, sagte die liebe junge Stimme. „Das ist ein Stübchen, in das ich mir meine Mutter denken könnte. Oh, und dieser Duft nach Kaffee und Kuchen! Da wird einem armen Junggesellen ja ganz anders zu Mut.“

Lotte begann zu lachen. „Wir haben noch gar nicht gefrühstückt. Wenn Sie mithalten wollen, eine dritte Tasse wird sich schon noch finden.“

„Ist schon da“, sagte die Wirtin trocken und kam mit einem Gedeck herein.

Auf die natürlichste Weise gingen nun so unnatürliche Dinge vor sich, daß in ihrem gemütlichen Mädchenstübchen der heimlich angebetete Mann saß. „Wie verleben Sie denn Ihren Geburtstag weiter?“ erkundigte er sich nun.

„Wir essen früh und machen dann einen Ausflug nach Potsdam.“

Er sagte still: „Sehen Sie doch einmal an, wie fein sich da ein junges Leben einrichtet.“

„Herr Doktor“, sagte die Witwe, „Kaffee und Kuchen haben Ihnen zu meiner Freude geschmeckt. Am Ende müssen Sie immer in Restaurants essen? Vielleicht schmeckt Ihnen da heute auch unser Huhn mit Reis?“

Er sagte, und seine Augen lachten: „Und dann mache ich den Ausflug mit.“

Die Wirtin ging nun ab und zu, und die beiden plauderten miteinander. Als sie an dem Schreibtisch beieinander standen, kam die Wirtin herein, um das Frühstück abzuräumen und blieb verwundert stehen.

„I du mein, Herr Doktor“, sagte sie, „Sie haben von der Seite ja ganz denselben Kopf wie der alte König Tutchamon oder wie er heißt.“

Laubner sah auf und sah, wie Lotte Schröders Gesicht sich tief und immer tiefer mit einer Blutwelle färbte. Da wandte er sich um und legte der Büste die Hand auf den edlen Kopf. „Du Sonnenkönig“, sagte er, und es klang wie ein leiser Jubel in seiner Stimme, „was Du wohl noch alles vorhast!“

Gotendome, blondgefärbte Senoritas

Malererlebnisse in Katalonien. Von Karl Heinrich Rückert

Zum Bilde Spaniens gehören die „Senoritas“, die südlich-heißblütigen Frauen. Welcher Maler wollte es versäumen, beim Gang durch die Straßen von dieser besonderen Gattung der Töchter Evas einen Eindruck zu erhaschen? An der Seite der Mutter oder der Köchin spazieren sie durch die Straßen, nie allein, das verstieße gegen die Sitte des Landes —, und wenn sich sonst keine Wächterin findet, so tun sich zwei oder drei Freundinnen besorgt zusammen, um mit vereinter Kraft ihre Tugend zu verteidigen. Warum eigentlich? Kein spanischer Kavalier wird sich unterstehen, einer Senorita sein „Arm und Geleite“ anzutragen. Einmal nur sah ich zwei Mädchen mit einem Manne plaudern, — es war ein Schutzmann, und das ist freilich etwas anderes!

Leichte, leuchtend rote Pantöffelchen tragen die Katalonierinnen auf der Straße . . . Richtig bei dem heißen Klima, denkt der Fremdling aus dem Norden. Aber dann, am Abend nach dem Stierkampf regnet es dünn und zäh über Barcelona, und die Senoritas wollen von den zarten Galöschchen doch nicht lassen.

Glänzend schwarz müssen die Augen und Locken der Spanierinnen erstrahlen. Einen Rausch fremdartig-prangender Farben werden Carmen und Dolores dem staunenden Auge bieten, das braungebrannte Gesicht von blauschwarz schimmernden Flechten umrahmt . . . Venezianerrot, und Preußisch-blau das Schwarz getönt, — hoffentlich wird es bloß schwarz genug! — — So sorge ich mich um den Erfolg meines Pinsels, und zuversichtlich mustere ich die nächste Senorita mit Kennerblicken.

Aber wieder zeigt sich's: Man lernt nie aus. Platinblond wandelt die südliche Schöne vor mir her, und dort und da das gleiche blonde Wunder!

Auffällig viele Spanierinnen gehen in den großen Städten blond — aufgeblondet, deutlicher gesagt; denn daß die ganze Pracht geborgt und künstlich sei, können Carmen und Dolores doch nicht verheimlichen. Mag das Wasserstoffsuperoxyd in Strömen fließen, mögen gleichmäßig hell und lebendig die Locken erstrahlen, am Scheitel rückt doch immer verräterisch und kohlpechrabenschwarz die natürliche Farbe nach.

Aber fanatisch huldigt Spanien dem „blonden Traum“. Man sehe, wie eine wirklich blonde Ausländerin durch die Straßen geht! Kein Caballero vergißt, sie mit sehnsüchtig-bewundernden Blicken zu mustern . . . Blonde Schauspielerinnen verschreibt man sich aus dem Norden. Martha Eggerth sehen wir mit einem deutschen Tonfilm angekündigt. Und auf allen den ausgehängten Werbephotos ist der blonde Lockenkopf deutlich nachgemalt . . . Und blond zu retouchieren, das scheint hier zur photographischen Meisterprüfung zu gehören. Hunderte von Porträtaufnahmen musterte ich in den Schaufenstern, neugierig auf den unverfälschten spanischen Typ. Schwarz-weißgetönt wie überall waren auch hier die Photographien, aber eines erforderte unerbittlich farbige Bemalung: blaue Augen und blondes Haar. Keine Dame scheint auf Modelltreue in diesem Punkt verzichten zu wollen, und auch aus manchem Männer- und Kinderbildnis sahen mich kugelrunde hellblaue Augen an. Grellgelbe Haare flatterten darüber. Kühn setzten sich die dicken Lack-Kleckse über die Stilgesetze der Photographie hinweg . . .

Hinter hohen Wohnhäusern, im Gewirr enger Gassen versteckt, liegt die Kathedrale von Barcelona. Ein dutzendmal wohl darf man fragen, bis man von den großen Hauptstraßen her den Weg gefunden. Dann aber steht sie plötzlich vor dem zaghaft um die Ecke Schreitenden: Wettergraue Mauern, massig und trutzig emporgewuchtet, enge Pforten und Fenster, Zinnen und, die Ecken vierschrötig verzierend, die steingemeißelten Köpfe vorsintflutlicher Drachen und Fabelwesen — — Siegfrieds Palast, geht dir's durch den Sinn, oder der des Berner Theoderich . . . Wuchtig und festungsmäßig umringen die Außenmauern die Kathedrale, und drinnen erst steigt frei und kühn der getürmte Stein in die Höhe, in Spitzbogen und schlanken Säulen dem hohen Himmelszelt selbst nacheifernd — ein gotischer Dom auf spanischem Boden

Germanischer Geist verkörpert sich in dieser südlichen Kathedrale; Männer aus dem Norden haben die Mauern gefügt vor sechs Jahrhunderten, als noch eine nordische Oberschicht von den Westgoten und dem Frankenreich her Nordspaniens Geschicke bestimmte. Die Westmark des deutschen Kaiserreiches bildete dereinst das Land um Barcelona, und hier lag immer die Grenze, wo der fränkische Norden den gewappneten Eroberungsgelüsten der Mohammedaner Halt gebot.

Hier Markgrafschaft Barcelona und später das Königreich Aragon — im arabischen Süden wurde das Kalifat von Cordoba vom Reich der Almorwiden abgelöst... Nie aber ließ sich das Frankentum aus dem Winkel zwischen Ebro und Pyrenäen ganz zurücktreiben. Und aus diesem nordischen Rittergeist ist die Kathedrale Barcelonas entstanden. Blond und blauäugig müssen die Bauherren und planenden Stadtherren noch gewesen sein. Jetzt freilich ist das fränkische Blut versickert, aufgegangen in den Adern des neuen Volkes, das auf dem Boden Hispanias entstand. — —

Zwei braune Katalonierinnen sehe ich zum Dom hin schreiten. Modisch platinblond hat sich die eine das Haar gebleicht. Eine Modetorheit —, aber scheint es nicht eine lächelnde Laune Gottes: hier, unter den gotischen Kreuzgewölben die Frau, in deren Adern unsichtbar noch immer Blut des Nordens fließt, die sich putzfreudig ein Aussehen gibt, als sei sie eine ihrer blonden Urahninnen, die vor sechs Jahrhunderten diese Mauern emporwachsen sahen?

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 53 | **6. Juli 1935** | **9. Jahrgang**

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(21. Fortsetzung)

Er stürzt — nicht. Er steht! Hinter der Siebzig-Meter-Marke! Ruhig gleitet er in den Auslauf und dreht sich um, die Mütze in der Hand schwenkend.

Da bricht der Jubelsturm los. Die Menschen sind wie rasend.

Nikolaus Berger sagt leise:

„Er kann wirklich was — der Götsch.“

Und streicht wie zufällig dem Lenel über die nun heiß glühenden Wangen.

Hans von Götsch ist Sieger in der Sprungkonkurrenz. Lechner hat sich den dritten Platz gesichert. Hurrageschrei klingt aus den Kehlen der Kameraden. Langsam kommt Götsch nun, die Bretter über der Schulter, die Bahn heraufgestiegen, mit Lachen und Beifall begrüßt. Einige Photographen knipsen eifrig.

Berger sagt:

„Scheint Schluß für heute zu sein. Na, da will ich mal gehen. Man hat schließlich noch mehr zu tun. Ihr bleibt wohl noch? “

Er wartet keine Antwort ab und drückt sich schon durch die durcheinander wogende Menge. Die Lenel blickt ihm etwas verwundert nach, dann huscht ein rasches Lächeln über ihr Gesicht. Sie glaubt zu verstehen. Er ist doch gut, der Vater! Er ahnt, daß Götsch nun dem Lenel die Hand drücken will. Und — er hat nichts dagegen, aber er will es sich nicht merken lassen. Und darum geht er lieber. Guter, anständiger Paps!

Da steht Götsch schon vor ihr und verbeugt sich ritterlich vor Tante Ida, die wie ein schöner roter Weihnachtsapfel glüht.

Er drückt ihre Hände, daß es ordentlich weh tut, aber sie hält es tapfer aus.

„Ich gratuliere, Hans.“

„Danke, Lenel.“

Und leiser: „Mein Lenel?“

„Deins“, flüstert sie.

„Die Kameraden werden mich erwarten — du bist nicht böse?“

„Aber Hansemann“, strahlt sie. „Du hast doch Pflichten. Du, ich bin so stolz.“

Am liebsten nähme er sie ja nun in die Arme, aber das geht leider nicht. Da kommt schon der Oberleutnant Wedel angestürzt und der Bataillonsadjutant. Und die Menschen drängen noch immer wie verrückt um ihn.

Also nochmal schnell die kleinen, lieben Hände gestreichelt, ganz dicht in die blitzenden Augen geschaut, schnell ihr Lächeln ganz tief in sich eingeatmet. ‚Verstehst du mich, Lenel?‘ ‚Fein versteh ich dich, Hans! Steht alles in deinen Augen drin, Hans.‘

Selbst Tante Ida liest mit dem sechsten Sinn aller Frauen in den Augen der beiden und lächelt selber wie eine junge Braut.

Rasch eilt Götsch den ankommenden Kameraden entgegen.

„Menschenskind, Götsch!“ ruft Wedel begeistert, „Sie, Wunderknabe, also großartig haben Sie das gemacht. Und der Lechner auch. Wo ist denn der Brave? Der Herr Major wartet schon auf seine Helden. Die Damen sind ganz aus dem Häuschen.“

Inzwischen wird die Schanze gesperrt. Schlitten klingeln und bringen Zuschauer zu ihren Hotels. Ein buntes, plapperndes, lebhaftes Durcheinander. Götsch muß hundert Hände drücken. In ihm hat sich, nachdem er das Lenel gesprochen, die innere Anspannung und Erregung gelegt. Lächelnd und ruhig kann er dem Ansturm der Gratulanten standhalten.

„Machen Sie's morgen ebenso, Herr Leutnant!“ sagt Major von Stettenheim in strahlender Laune.

„Was möglich ist, wird getan, Herr Major.“

Morgen ist der große Dauerlauf in Gruppen zu vieren.

Die Tribünen leeren sich.

Für heute ist Schluß. Es dämmert schon der Abend herauf und wirft leichte blaue Schatten über den Schnee. Selbstverständlich gibt es noch ein gemütliches Zusammensein nachher in der Stadt im Kasino. Götsch kann sich dem nicht entziehen. Aber bleibt hübsch weise bei einem Glas leichten Rotwein, denn morgen liegt ja noch ein schwerer Tag vor ihm. Die Kameraden müssen das einsehen.

„Wann geht's denn los?“ fragt jemand.

„Morgens um 10 Uhr. Aber um 8 Uhr muß man schon da sein. Allerlei Vorbereitungen."

„'ne lange Reise, zwanzig Kilometer —"

„Wenn man spazierengeht", lacht Götsch. „Auf Skiern erledigt sich das schneller."

„Na ja."

„Sie müssen also entschuldigen, wenn ich Sie bald allein lasse. Gut ausgeschlafen muß man schon sein."

„Bewilligt", sagt Wedel. „Was sein muß, muß sein. Und Hals- und Beinbruch für morgen."

„Skiheil!" rufen die Kameraden.

Götsch nickt ihnen dankend zu. Seine Gedanken sind beim Lenel. Das hat er sich vorgenommen: Nach dem Rennen wird er noch einmal zu Nikolaus Berger gehen! Er hat ihn unter der Zuschauermenge heute wohl bemerkt Verflixt, man hat heute ein paarmal mit dem Tode gespielt, man wird doch noch einen Starrkopf brechen können!

„Nanu? Sie lächeln ja so drollig!" ruft ihm Krummstädt zu.

Er wischt schnell über die Stirn.

„Ach, ich dachte so an morgen", sagt er.

Er ahnt nicht, daß zwischen heute und morgen das Schicksal gar gewaltig die Würfel schütteln kann. —

Dreizehntes Kapitel.

Nikolaus Berger hat sich vorgenommen, an diesem Tage durch seinen Wald zu wandern. Die meisten seiner Angestellten sind auch wieder draußen bei den Rennen, es ist also nichts Rechtes im Verwaltungsgebäude zu tun. Er selbst hat keine Lust, sich wieder den bunten Sportbetrieb anzusehen.

Also hinauf in die Ruhe des Waldes!

Bevor er geht, nimmt er noch schnell die Büchse aus dem Gewehrschrank. Es fällt ihm flüchtig ein, daß er sie vielleicht gebrauchen könnte, denn seine beiden Waldhüter droben werden ja wohl auch zum Rennen sein.

In hohen Stiefeln und Joppe, den Hut fast über die Ohren gezogen, stapft er los, und bald nimmt ihn die weiße Stille des Bergwaldes auf.

Eine Stunde später erreicht er die Jagdhütte. Er macht ein ordentliches Feuer im Kamin und geht daran, sich sein Frühstück auf dem Herd zuzubereiten. Richtig wohl ist ihm zumute. Schwester Ida und die Lenel wollen natürlich auch noch zu den Sportkämpfen fahren. Es gibt ja außer dem Dauerlauf, der eigentlich keine Sache fürs große Publikum ist, noch eine ganze Reihe anderer interessanter Wettbewerbe zu sehen. Sie wollen dann unterwegs irgendwo zu Mittag speisen. Also schmurgelt sich Berger mit junggesellenhafter Lust sein Essen hier oben selber, das zugleich Frühstück und Mittag ist. Der Weg hier herauf hat ihm Appetit gemacht.

Es mag um die elfte Stunde sein.

Behaglich die Beine von sich gestreckt, läßt er sich's gut schmecken. Nachher wird er sich ordentlich im Wald auslaufen. Vielleicht läuft ihm auch ein kleiner Braten über den Weg, den er Schwester Ida für die Pfanne mit nach Hause bringen kann. Wenn nicht, schadet's auch nichts.

So, noch ein gutes Glas Kümmel hinter das Frühstück gelegt, der immer in dem kleinen Wandschrank für „vorkommende Fälle" steht — und nun kann's losgehen. Diese seltenen, einsamen Pirschgänge sind seine besondere Freude.

Die große, kühle, schneetrunkene Stille der Welt gießt eine wundersame Ruhe in seine Seele.

Er stutzt plötzlich. Er sieht Spuren, die aus dem Dickicht neben dem schmalen Fußpfad herausführen. Frische Wildspuren. Sein Blut wallt jählings auf. Wenn das nicht die Spuren des Zwölfenders sind, will er auf der Stelle August heißen! Ach ja — da hinten schimmert es ja auch schon etwas grau von den Gräbersteinen herüber und gleich dahinter ist die kleine Lichtung, auf der die Waldheger gewöhnlich Salz streuen. Da wechselt er meistens hinüber. Das wär' ja nun wirklich ein Vergnügen, wenn er den Kerl mal wieder zu Gesicht bekäme.

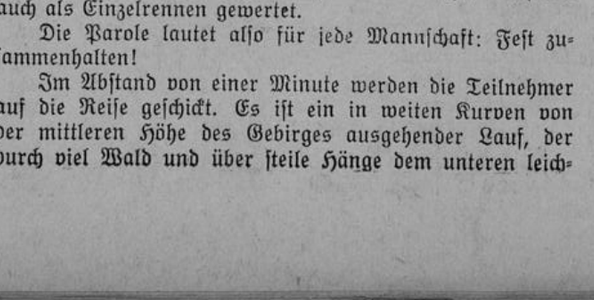
Er bleibt eine Weile stehen. Vorsicht, Vorsicht, denkt er, er kann noch da sein. Die Spuren sind noch so frisch.

Er läuft gegen den Wind. Das ist gut, so kann ihn die Luft nicht so schnell verraten.

Langsam, Schritt für Schritt, pirscht er sich an die alten Findlinge heran. Eine Weile verschnauft er, förmlich angeklebt an das Gestein. Dann schiebt er sich lautlos herum.

In diesem Augenblick knallt kurz und gell ein Schuß

Berger ist, als hätte ihm jemand einen Schlag mit der Keule gegen den Schädel gegeben. Einen Atemzug lang steht er wie erstarrt, dann springt er mit einem Satz um den Stein herum, rennt einige Schritte nach vorn, erreicht den Rand der Lichtung und sieht gerade noch, wie der Hirsch, ein Prachttier, eben im Feuer zusammengezuckt, nun in langen,



Und sieht gerade noch, wie der Hirsch ...

fliehenden Sätzen in den schützenden Wald hineinjagt. Die rote Schweißspur im Schnee zeigt, daß er nicht allzu weit kommen wird.

Berger hat sich im Sprung hinter den Stamm eines Baumes geschmiegt. Wie mit Hämmern schlägt es in seinen Schläfen. Wo ist der Schütze? Weit kann er nicht sein. Schon hört er Knistern und Knirschen von Ästen jenseits der Lichtung. Sein Blick brennt nach drüben.

Im Schatten der Bäume eine huschende Gestalt. Sie gleitet blitzschnell ein Stück über die Lichtung, nimmt die Schweißspur auf und eilt dann flink und spukhaft dem fliehenden Wild nach.

Berger hat das Gesicht nicht erkennen können. Aber was tut das schon — er ist bereits hinter dem Mann her. Mit Gewalt preßt er die Lippen zusammen. Nicht rufen, befiehlt er sich! Noch hat er mich nicht gesehen. Diesmal entwischt er mir nicht. Natürlich wird jener dem Wild folgen bis zu der Stelle, wo es zusammengebrochen ist. Und dort wird er ihn stellen, er braucht nur der Schweißspur nachzugehen.

Eine maßlose Wut ist in ihm. Am hellen Tage diese freche Tollheit! Der Kerl wird sich gesagt haben, daß heute doch alle Welt oben in den Bergen bei den Rennen ist. Oho, mein Freund, nur nicht der Nikolaus Berger! Der hat aufgepaßt! Dem entkommst du nicht, mein Junge! Heute nicht!

Das Tannendickicht schlägt hinter ihm zusammen.

*

In herrlichem Rauhreif funkelt der Wald, als mit einiger Verspätung die vierzig Teilnehmer des Dauerlaufes auf die Reise geschickt werden. In der wärmer werdenden Sonne leuchten die zerschmelzenden Tropfen wie goldene Funken. Das Rennen wird sowohl als Mannschaftslauf wie auch als Einzelrennen gewertet.

Die Parole lautet also für jede Mannschaft: Fest zusammenhalten!

Im Abstand von einer Minute werden die Teilnehmer auf die Reise geschickt. Es ist ein in weiten Kurven von der mittleren Höhe des Gebirges ausgehender Lauf, der durch viel Wald und über steile Hänge dem unteren leichteren Gelände und dann in großer Abfahrt dem Ziele im Tale entgegenführt.

Eine Mannschaft nach der andern ist abgezogen. Eben kommt die Jägermannschaft an die Reihe, deren Führung vorerst Götsch übernommen hat.

In ruhigem Tempo ziehen sie ab. Erst mal einlaufen. Nicht überstürzen, die Schnelligkeit kommt von selbst. Ein Dauerlauf wird nicht nur mit Bravour, sondern auch mit dem Kopfe gefahren. Die vier kennen sich darin aus. Gleichmäßig schlagen die Stöcke in den Schnee. Götsch gibt das Tempo an. Schon nach wenigen Minuten wird es schneller. Das Blut rinnt rascher durch die Adern, die Schläfen beginnen zu klopfen die Lungen arbeiten mit Hochdruck.

Das heißt: man könnte gut noch was zulegen. Auch Kroll und Droste liegen sicher in der Spur.

Also schön, es wird noch etwas mehr aufgedreht.

Von der folgenden Mannschaft ist nichts zu sehen, Gott sei Dank. Dafür hat man eine oder zwei bereits überholt. Aber die andern da vorn müssen wie die Gespenster laufen. Man muß sie kriegen, zum Teufel, man muß sie einholen!

(Fortsetzung folgt)

Der Sonnenkönig

Eine heitere Erzählung von A. v. Auerswald

Die ganze Museumsverwaltung lachte. Ja — das tat sie, so sonderbar es klingt. Es fing an mit dem Herrn Generaldirektor, der erst unmutig auf den Tisch geschlagen und gesagt hatte: „Da hört denn doch alles auf!" — gleich darauf aber in ein großes Gelächter ausbrach.

Worum handelte es sich? Eine kleine Angestellte des Museums, die für fünfstündige Arbeitsleistung eine bescheidene Entschädigung erhielt, hatte ein Gesuch an den Herrn Generaldirektor eingereicht mit der Bitte, ihr in Ansehung ihres geringen Gehaltes unentgeltlich den Abguß des Tut-anch-Amon aus der ägyptischen Abteilung zukommen zu lassen.

Als sie an dem Morgen nach diesem Verwaltungsgelächter fröhlichen Sinnes in das Museum kam und durch die ägyptische Abteilung schritt, hielt wie allwöchentlich gerade der Assistent Dr. Laubner einen seiner vielbesuchten Vorträge. Die ganze Jungmädchenwelt drängte sich zu diesen Vorträgen. Lotte Schröder kannte dies Bild schon. Jedesmal von neuem gab es ihr einen schmerzlichen Ruck, wenn sie all diese eleganten, schönen Mädchen mit verehrungsvollen Blicken an dem jungen Assistenten hängen sah. Das war eine Welt, in die sie nicht gehörte, in die aber Dr. Laubner gehörte. Und darum sah er sie auch gar nicht, wenn sie vorüberging. Sie hatte sich deshalb angewöhnt, etwas steif, mit hochgehobenem Kopf, ohne nach rechts oder links zu schauen, an ihm und den Zuhörerinnen vorüberzueilen. Diesmal aber mußte sie wohl einen sechsten Sinn haben, sie hörte auf einmal, was er sagte.

„Und nun wenden wir uns dem Meisterwerk ägyptischer Bildniskunst zu, dem Kopf des Sonnenkönigs Tut-anch-Amon."

Unwillkürlich blickte sie auf und sah in zwei spitzbübische, fröhliche, spottende Augen. Eine dunkle Blutwelle schoß ihr in Gesicht und Stirn. Ihre ganze Fröhlichkeit war wie weggeblasen. Sie wußte auf einmal genau, was geschehen war, und begriff, daß sie eine schreckliche Dummheit begangen hatte. Sie alle kannten ihre Bitte, und alle amüsierten sich darüber, wie dieser Dr. Laubner.

Richtig, auf ihrem Arbeitstisch lag schon ein Schreiben des Generaldirektoriums, in dem die „unangebrachte und unberechtigte Bitte" kühl abgelehnt wurde. Bald nachdem sie sich an ihre Arbeit gesetzt hatte, steckte der Diener den Kopf herein.

Er grinste über das ganze Gesicht: „Der Herr Kustos läßt bitten."

Der Kustos, der sich wirklich geärgert hatte, weil er ihr unmittelbarer Vorgesetzter war und sich verantwortlich für sie fühlte, empfing sie sehr ungnädig. Er verbitte sich solche Albernheiten. Lotte Schröder wurde von solchem Mitleid mit sich selbst ergriffen, daß sie in Tränen ausbrach. Es war doch nichts Böses gewesen, was sie getan hatte.

In dem Augenblick, als sie die Tür erreichte, öffnete sich diese, und herein trat Dr. Laubner. Sie wandte den Kopf zur Seite, merkte nur, daß er die Tür offenhielt, und ging stumm hinaus.

„So streng, Herr Professor?" fragte Dr. Laubner, halb bedauernd.

„Sagen Sie lieber, so nah ans Wasser gebaut", brummte der, nahm ärgerlich seinen Hut und verschwand, den gemeinsamen Arbeitsraum dem jüngeren Kollegen überlassend.

Dieser war ein gutherziger Mensch, und ihn begann das Verfahren gegen die kleine Bittstellerin zu kränken. Man hätte über die Sache lachen sollen, und damit wäre es abgetan gewesen. Strenges Gericht zu halten, war doch lächerlich. Ein verdrehter Wunsch übrigens von dem Mädel. Was für ein Menschenkind steckte eigentlich hinter dieser ganzen Sache? Pfeifend ging er an den Aktenschrank und fand nach einigem Suchen einen Aktendeckel, mit Charlotte Schröder bezeichnet. Er nahm ihn an seinen Schreibtisch und begann zu lesen. Die ersten Blätter waren Bewerbung und selbstgeschriebener Lebenslauf. Schon bei der Bewerbung stutzte er.

Irgend etwas in diesen wenigen einfachen Worten packte ihn. Solch ein schlichtes, bescheidenes Leben, in dem doch irgendwie ein hellerer Funke glänzte. Diese Sehnsucht nach dem Kopf des Sonnenkönigs! Uebrigens — was war ihm doch vorhin aufgefallen: geboren dann und dann! Halt — da hatte sie ja morgen Geburtstag. Was für ein Kindskopf! Hatte sich mit dem Kopf wohl ein Geburtstagsgeschenk machen wollen. Er war doch heute auch ungezogen gewesen! Was hatte das kleine Mädel mit seiner dummen Bitte denn ihm getan?

Ein Weilchen saß er nachdenklich und schweigend vor dem aufgeschlagenen Aktenstück. Dann erhellte ein freundliches Lächeln seine Züge.

*

Da Sonnabend war, hatte Lotte am Nachmittag frei. Und ja am nächsten Tag ihr Geburtstag war, so paßte ihr das herrlich. Als sie aus dem Museum fortging, war noch viel Trotz und Aerger in ihr. Dann aber ging sie entschlossen in eine Papierhandlung, kaufte eine Postkarte von dem Kopf des Sonnenkönigs. Zu Hause stellte sie die Postkarte auf den Platz, den sie schon für die ersehnte Büste freigemacht hatte, und sagte: „So! Nun habe ich ihn doch!"

Dann begann sie ihre kleinen Feiertagsvorbereitungen. Mit ihrer Wohnung hatte sie Glück gehabt. Bei einer mütterlich um sie besorgten Witwe hatte sie ein Schlafkämmerchen und ein Wohnstübchen inne, und dieser Reichtum erfreute sie immer aufs neue.

An ihrem Geburtstag schlief sie unbekümmert bis tief in den hellen, sonnigen Morgen hinein, um dann behaglich zu frühstücken. Auf dem runden Tisch im Wohnzimmer standen Blumen und ein prächtiger Napfkuchen, dazu zwei Tassen. Denn an diesem Tage pflegte ihre Wirtin mit ihr Kaffee zu trinken. Eben kam sie mit der bauchigen Kaffeekanne und freundlichem Glückwunschgesicht, als es draußen klingelte. Lotte hörte Stimmen im Flur und längeres Verhandeln. Dann kam die gute Alte mit verstimmter Miene zurück. „Fräulein Lotte, ein Herr will Sie sprechen."

„Mich? Das ist wohl ein Irrtum!"

Die Frau sah sie ein bißchen scharf an und meinte: „Er sagt, er kenne Sie. Ein Dr. Laubner."

„Ach, vom Museum", sagte Lotte Schröder und wurde ganz blaß.

Sie dachte an Kündigung, sie dachte, wie seltsam es sei, daß gerade er sie ihr bringen sollte. Ihre Hände zitterten. Da trat Dr. Laubner schon ein. Nein — zu kündigen kam er nicht — er kam mit gefüllten Händen. In dem einen Arm trug er die ersehnte kostbare Büste, feingetönt, edelfrend, mit dem zugleich kühl und sehnsüchtig ins Weite gerichteten Blick, in der freien Hand aber trug er einen lieben, bunten, herzhaften Strauß. Er lachte über das ganze Gesicht, das sie viel, viel besser kannte, als er ahnte.

„Ich komme vom Museum", sagte er, „und möchte zugleich selbst meinen herzlichsten Glückwunsch darbringen."